



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Busch, Moritz: Die Schlange in der Volksphantasie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Schlange in der Volksphantasie.

Von Moritz Busch.

Mehr als die meisten andern Thiere hat die Schlange schon in sehr früher Zeit den Menschen zu denken gegeben, und in Folge dessen spielte sie bereits in Glaube und Brauch, Mythe und Sage des Alterthums eine wichtige Rolle. Ihr Wohnen in der Erde, ihre Fortbewegung ohne Füße, ihre Gliederlosigkeit überhaupt, ihr stummes Züngeln und ihr ganzes lautloses Wesen hatten etwas Geheimnißvolles. Ihre stete Verjüngung, als welche die Ablegung der alten Haut und die Ersehung durch eine neue erschien, rief die Vorstellung hervor, daß sie Alter und Tod nicht kenne, und ließ heilkundigen Sinn, heilbringende Kraft, dann überhaupt wohlthätiges Wissen und Vermögen bei ihr vermuthen. Man fand ihr leises Aufsteigen aus der Tiefe dem Aufsprießen des Saatkornes, ihr Sichhinringeln den Windungen und Krümmungen der Quelle ähnlich, die ebenfalls aus dem Erdboden kam, dachte an deren befruchtende Eigenschaft und hatte den Eindruck, auch die Schlange müsse etwas davon haben. Andernseits ließ ihr brütendes Daliegen, ihr Schleichen, die Beobachtung, daß einige dieser Reptile sich mit dem Vorderleibe aufrichten und blitzschnell vorwärts springen können, und der Umstand, daß andere ein verhängnißvolles Gift in sich tragen, das glatte, kalte Thier als unheimliches, verschlagenes, tückisches Geschöpf der Nachtseite der Natur erscheinen. So wurde die Schlange immer als etwas Räthselhaftes, bisweilen als etwas Heiliges, bisweilen als etwas Dämonisches aufgefaßt, so wurde sie in der Phantasie der Völker zu einem Thiere mit menschlichem oder übermenschlichem Verstande, zum Symbol, zum Attribut von Göttern, zum guten Genius, zur Kinderfreundin und lieben Hausgenossin bei dem einen, zum Hölleugezücht, zur Verkörperung des bösen Prinzips bei dem andern Menschenstamme, endlich als Bewohnerin unterirdischer Räume zur Hüterin von Schätzen geistiger und materieller Art in hundert Sagen bis auf die Gegenwart.

In den Mythologien des Morgenlandes tritt uns die Schlange vorwiegend als Gestalt des Bösen entgegen. So in der persischen Zend-Religion, wo Ahriman sich in ihr verkörpert, so in der biblischen Erzählung vom Sündenfalle, und so in der Apokalypse, wogegen sie bei den alten Aegyptern das Symbol des Gottes Kneph, des Spenders der segensreichen Nilfluth und des rinnenden Wassers im Allgemeinen, war und bei der christlichen Secte der Dphiten als doppelstimmiges Wesen sowohl verehrt als gefürchtet wurde.

Bei den Griechen erscheint die Schlange fast durchgehend als heiliges und heilbringendes Thier, und ähnlich wird sie von deren Verwandten in Italien angesehen. Sie dient als Symbol von Quellsächen und Flüssen. Sie ist ein Attribut des Heilgottes Asklepios. Sie findet sich in der jüngeren Form des Hermesstabes. Sie wurde bei der orgiastischen Dionysosfeier um die Arme und in die Haare geflochten. Mystische Beziehungen wurden durch sie als in die Erde verschwindendes und aus ihr wieder emporkommendes und als immer sich verjüngendes, auf die Wiederbelebung und Unsterblichkeit der Menschen hindeutendes Thier versinnbildet. Nach Hesiod zog sich Achreus, der mythische Held von Salamis, eine Schlange auf, die später, von der Insel vertrieben, von der Demeter aufgenommen wurde und fortan zu deren Dienerinnen gehörte. Gewöhnlich bilden Schlangen den Vorspann am Wagen des Triptolemos. Thebanische Sagen erzählten, daß Kadmos, in eine Schlange verwandelt, zu den Encheleern in Phryen ausgewandert sei. Krokops und Erichthonios, die erdgeborenen Armenischen Attikas, waren nach alter Ueberlieferung ganz oder zur untern Hälfte Schlangen gewesen. Athene gab dem letzteren, als sie ihn den Töchtern des Ugraulos zur Erziehung überbrachte, ein Schlangenpaar „als Lebenshüter“ mit, eine Sage, der noch zu den Zeiten des Euripides der Gebrauch athenischer Mütter entsprach, ihren Neugeborenen kleine goldne Schlangen als Amulette anzuhängen. Häufig diente zu sinnbildlicher Vergegenwärtigung des Schutzgeistes eines Menschen oder einer Familie das Zeichen der Schlange. Nicht selten werden von der griechischen Sage Schlangen in Beziehung zu mythischen Propheten gebracht. Der Seher Jamos wird als Kind auf einer Weidenflur von zwei Schlangen ernährt. Der Argiver Polyidos, der den in einem Honigfasse ertrunkenen Sohn des Königs Minos vermöge seiner Sehergabe wiedergefunden hat, soll denselben wiederbeleben und wird, als er sich dessen weigert, mit dem Todten in dieselbe Gruft verschlossen. Hier tödtet er eine Schlange, die an das Kind heranfriecht. Darauf kommt eine zweite Schlange mit einem Kraute, durch welches sie die erschlagene wieder lebendig macht, und Polyidos bedient sich dann desselben Mittels, um den Knaben in's Leben zurückzurufen. Melampus verdankt seine Prophetengabe Schlangen, die er vom Tode gerettet hat, und die ihm dafür die Dhren ausgeleckt haben, so daß er die Sprache der Vögel versteht, eine

Erzählung, die sich in der Geschichte der Kassandra wiederholt. Tiresias beobachtet am Kyllene zwei Schlangen, die sich begatten, und verwundet sie, worauf er zum Weibe und erst nach Jahren, als er von demselben Acte Zeuge ist, wieder zum Manne wird.

Bei den Römern und wahrscheinlich auch bei den übrigen Italkern war die Schlange das Symbol des guten Hausgeistes, zugleich aber, wie der Wolf, der Fuchs und der Specht, ein weissagendes Thier. Sehr gewöhnlich war, daß man sie sich in den Häusern und Schlafzimmern hielt. Plinius sagt deshalb, ihre Brut würde, wenn die Feuersbrünste ihr nicht Einhalt thäten, den Menschen über den Kopf wachsen. Die Ehe der Eltern Scipios war kinderlos gewesen, und sein Vater hatte schon die Hoffnung auf Nachkommenschaft aufgegeben, als man, während dieser verreist war, eines Tages bei der schlafenden Mutter eine große Schlange liegen sah, worauf nach einiger Zeit Scipio geboren wurde. Der Vater der Gracchen sah einst auf seinem Ehebette ein Schlangenpaar. Er befragte die Haruspices deshalb und bekam die Weisung, eine von beiden zu tödten, wobei ihm bemerkt wurde, der Tod des Männchens werde seinen eignen, der des Weibchens aber den seiner Gattin Cornelia zur Folge haben. Er ließ die weibliche Schlange entschlüpfen, und bald darauf starb er. Im Haine des Tempels der Juno Sospita Mater Regina befand sich eine Höhle, in welcher eine Schlange hauste, die ohne Zweifel das Symbol jener Geburtsgöttin Latiums war. Dieser Schlange wurde in jedem Frühling von einer Jungfrau ein Opferkuchen dargebracht, wobei das Mädchen mit verbundenen Augen in die Höhle geführt wurde. Fraß die Schlange von diesem Kuchen, so galt dieß als ein Zeichen, daß die Opfernde rein sei und das Jahr ein fruchtbares sein werde. Bei der Pest im Jahre 291 v. Chr. gaben die sibyllinischen Bücher den Römern den Rath, den Aesculap von Epidaurus nach Rom zu holen. Als die zu diesem Zweck nach jener griechischen Stadt abgeordnete Gesandtschaft dort ankam, führte man sie in den Asklepiosstempel und bat sie, zu nehmen, was ihrer Heimath frommen werde. Da soll sich die heilige Schlange des Gottes, deren Erscheinen stets Glück bedeutete, zu den Füßen von dessen Bilde erhoben haben und den Gesandten durch die Stadt nach dem Hafen und auf ihr Schiff gefolgt sein, um sich hier auf dem Hinterdeck ruhig hinzulegen. Die Führer der Gesandtschaft ließen sich hierauf von den Priestern des Ortes in dem Cultus dieser Schlange, in welcher sie den Genius des Aesculap erblickten, unterrichten und eilten dann heimwärts. Als sie in Antium anlegten, schlüpfte die Schlange an's Land und ringelte sich in dem dortigen Haine des Apollo um eine Palme, an der sie drei Tage verweilte, um dann auf das Schiff zurückzukehren. Als dieses aber vor Rom anlangte, schwamm das Thier nach der Tiberinsel und wählte sich dort sein Heiligthum, in dem sie noch in später Zeit verehrt wurde und

Opfer empfing. Die Pest war mit ihrem Eintreffen verschwunden, und noch viele Jahre nachher bewirkte die Vertreterin des griechischen Heilgottes hier wunderbare Curen von Kranken und Krüppeln. Ich erwähne noch den von Plinius erwähnten Gebrauch der Römer, Schlangeneier mit vor Gericht zu nehmen.

Die germanische Welt hat die Schlange im Allgemeinen immer als ein böses und verabscheuenswerthes Gewürm angesehen. Doch fehlt es in unsern Volkssagen nicht an Zügen, wo sie in freundlicherem Lichte erscheint, ja in manchen erinnert sie lebhaft daran, daß die Schlange in Rom der gute Hausgeist war. Gehen wir in die älteste Zeit zurück, so begegnen wir in der eddischen Midgardschlange einem der drei Hauptwidersacher der Asen und einem der drei Urheber des Weltunterganges. Schlangen benagen die Wurzeln der Weltesche Yggdrasil. In Nastrand, der nordischen Hölle, „ist der Saal aus Schlangentrüben gewunden, und ihre Gifftropfen träufeln durch das Gefäßel.“ Mehrfach ist von Schlangenhöfen oder Schlangenthürmen die Rede, in die man gefangene Helden wirft, damit sie umkommen. Wenn Gervasius von Eilbury gewisser Frauen gedenkt, die sich in Schlangen verwandeln können, wo sie dann „eine weiße Binde auf dem Kopfe haben“, so spricht er unmittelbar nachher von Wehrwölfen, und in der gleich darauf folgenden Melusinengeschichte ist die Wahrnehmung des Ritters Raimundus, daß seine Frau im Bade zur Schlange wird, als keine erfreuliche behandelt. Bei Saxo Grammaticus dagegen verleiht der Genuß einer Speise, die mit dem zwei schwarzen Schlangen entfließenden Geiser bereitet ist, „alles Wissens Fülle, darunter auch das Verständniß der Stimmen des Raubgethiers und der Heerden.“ Sigurd versteht, nachdem er vom Fette des gebratenen Drachenherzens geleckt, die Sprache der Vögel. Siegfried macht sich durch ein Bad im Blute des Lindwurms unverwundbar.

Sehr verschieden sind die Auffassungen der Schlange, welche den noch im Volksmunde lebenden Sagen, Meinungen und Liedern der alten Zeit zu Grunde liegen. In einem holsteinischen Reime (bei Müllenhoff) sagt der Hartwurm (die Blindschleiche) von sich: „Kunn ik hören, kunn ik sehn, bieten wull ik dar en Flintenstein.“ Ebenso meint man in der Gegend von Meran, daß die Blindschleichen sehr giftig seien und, wenn sie sehen könnten, den Leuten schnurgerade durch den Leib fahren würden. Das Gesicht aber haben sie hier dadurch verloren, daß einst, als die heilige Jungfrau mit dem Christkinde im Grase saß, eine Blindschleiche herzuschlich und sie stechen wollte. Gewisse Leute in Tirol und in Schwaben wissen diese und andere Würmer mittelst eines Segens in ein Feuer zu bannen, aber man muß dabei auf seiner Hut sein; denn wenn unter den Schlangen eine weiße ist, so überspringt sie das Feuer und schießt dem Banner durch den Leib. Schlangen-

banner im großen Stil waren Sanct Patrick in Irland und der Abt Hugo im Canton Freiburg. Am Niederrhein nimmt man dieses Schlangenbannen am Peterstage vor, indem der Hausherr bei Sonnenaufgang durch sein Gehöft geht, und nachdem er mit einem Kreuzhammer an die Eckpfosten der Häuser und Ställe geklopft, folgende Formel hersagt: „Herus! Herus! Herus! Schlangen us Stall un Hus, Schlangen un Biemöllen (Molche) hie nit herbergen söllen. Sant Peter un de lieve Frau verbiet üch Hus un Hof un Au. Biemöll und Schlangen herus, über Land un Sand, durch Lof un Gras, durch Hecken un Strüch, in die diepen Kuhlen, da söllt ihr versulen.“ In westphälischen Dörfern (Kuhn) vertreibt man die Schlangen, indem man an demselben Tage „den Sunnevugel jagt“, d. h. indem die Knaben umherziehen und mit Hämmern an die Thürpfosten klopfen. In der Neumark heißt es, wenn man sich am Karfreitag die Schuhe pußt, so wird man von keiner Schlange gestochen. Eine schwäbische Geschichte, die hierher gehört und bei Meier steht, lautet:

In der Rohrhalle bei Kiebingen befand sich früher eine Meterei, in der es viele Schlangen gab. Es waren Ottern, armsdick, aber nicht giftig. Sie lagen im Hofe wie im Hause umher und sogten oftmals den Kühen die Milch aus. Deshalb schickte man endlich nach einem Beschwörer, der sie fortschaffen sollte. Der ließ zuerst die Bodenluke mit Bretern zunageln und hierauf darunter ein Feuer anzünden. Dann ging er selbst auf den Boden, und nachdem er sich hier in einen Kasten versteckt, machte er auf einer Pfeife den Ruf des Schlangenkönigs nach. Sogleich kamen alle Schlangen der Gegend herbeigeschossen, liefen in die Scheune und wollten durch die Luke auf den Boden hinausspringen, von wo der Ruf herkam. Weil die Doffnung aber versperrt war, fielen sie in das Feuer zurück und verbrannten. Hätten sie den Mann bekommen, so würden sie ihn umgebracht haben.

Die Hausottern gelten in Tirol für harmlos, und wer eine davon tödtet, der stirbt noch im nämlichen Jahre. In Oesterreich darf man (Zingerle) den „Hausadern“ nichts zu Leide thun, da sie Glück und Segen bringen und die von ihnen von Zeit zu Zeit abgelegte fast silberweiße Haut eine heilende Wirkung hat. Manchmal zeigen sie sich mit einer gelben Krone auf dem Kopfe, und wer sich die verschaffen kann, der wird steinreich. Zu Stockerau in Niederösterreich giebt es (Bernaleken) Mattern, die auf dem Kopfe ein silbernes Kränzchen tragen. Sie sind aber sehr selten und haben die Eigenheit, daß sie sich in jedem Jahre nur einmal baden und dann stets in einer Quelle, aus der an diesem Tage noch kein Thier getrunken hat. Sie legen dann ihr Kränzchen neben dem Wasser auf einen Stein, und wenn sie die Quelle verlassen, so drücken sie nur den Kopf auf das Kränzchen, und dasselbe wächst sogleich wieder fest. Ist jemand so glücklich, es wegnehmen

zu können, während sie noch im Bade sind, so kann er damit nicht nur sein Hab und Gut erhalten, sondern es auch vermehren; denn wenn er diesen Schatz zu seinem Gelde thut, so kann er davon so viel ausgeben, als er will, ohne daß es abnimmt, und wenn er das Natterkränzchen auf sein Getreide wirft, so kann er davon so viel verkaufen, als er wegzufahren im Stande ist, ohne daß er irgendwelchen Abgang bemerkt. Die Wirksamkeit des Kränzchens hört mit dem Tode seines Besitzers nicht auf, es kann daher mit seinem Segen auf einen Andern übergehen, der letzte Inhaber desselben aber wird vom Teufel geholt.

Derselbe oder doch ein ähnlicher Glaube herrscht nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in den bayerischen und schweizerischen Alpen, in Schwaben und Sachsen und in ganz Norddeutschland und ist Veranlassung zu einer großen Anzahl von Sagen geworden, die sich mehr oder minder gleichen, und aus denen ich im Folgenden einige auswähle. Der Kern derselben ist, wie man leicht herausfindet, der Gedanke, daß einer Schlange eine Krone, ein Kränzchen, oder überhaupt ein Schatz geraubt wird, gewöhnlich während sie zu Wasser geht, bisweilen auch geschieht es zum Verderben des Räubers oder wenigstens des Letzten, der den geraubten Schatz besitzt. Damit aber erscheinen alle diese Schlangensagen als Nachklänge derjenigen, die uns erzählt, wie Sigurd oder Siegfried auf der Gnitahaide die den Hort behütende Schlange erschlägt, während sie vom Wasser kommt, und wie er dadurch den Schatz gewinnt, der ihm und jedem folgenden Inhaber bis zum letzten nach einiger Zeit den Tod bringt. Die Krone oder das Kränzchen der heutigen Sagen ist nichts Anderes als der Ring des Zwergs Andwari, der diesem sein Gold vermehrt hat, und an den Andwari den Fluch geknüpft hat, seinem Besitzer das Leben zu kosten. Wenn hier und da das eine Glied fehlt oder die dichtende Phantasie des Volkes Dieß oder Jenes umgebildet oder den und jenen Zug hinzugeschaffen hat, so darf uns dieß nicht irre machen, da sich derselbe Proceß bei allen Mythen beobachtet läßt.

Die einfachsten Formen der Sage vom Raube der Schlangenkronen sind folgende: In den Ruinen der Duborg bei Flensburg lebt eine Schlange von blauer Farbe, die trägt eine Krone vom feinsten Golde. Sie läßt sich jeden Tag nur einmal und zwar Punkt zwölf Uhr Mittags, sehen, und wer ihr da die Krone rauben kann, der ist glücklich: der König bezahlt ihm sogleich zwanzig tausend Thaler Courant dafür; denn wer sie besitzt, der ist unsterblich. (Erinnerung an die Unverwundbarkeit Siegfrieds nach seinem Bad im Schlangenblute.) — Einst fanden Dorfmadchen bei Niederselk im Schleswigschen auf dem Felde einen Knäuel Schlangen, unter denen die größte, ihre Königin, eine goldene Krone trug. Da band eine von den Mädchen ihre Schürze ab und breitete sie auf den Boden. Als bald kam die Schlange mit

der Krone herzugekrochen und warf sie auf die Schürze, worauf jene mit dem Schätze davon lief. Als die Schlangenkönigin dieß sah, schrie sie so entsetzlich, daß jene davon taub wurde. Die Krone aber verkaufte sie für vieles Geld. (Wie das Vorige nach Müllenhoff.) — Im Bremmenstein bei Iserlohn bewacht (nach Kuhn) ein verwünschter Graf in Schlangengestalt seine Schätze. Alle sieben Jahre um Mittsommer kroch früher der Wurm an drei aufeinanderfolgenden Tagen aus dem Berge hervor, um sich in einem damals im Osten desselben befindlichen Teiche zu baden. Er trug dann jedesmal eine Goldkrone auf dem Haupte, die er für den glücklichen Finder zurückließ. (Hier fehlt der Raub, aber die Schlange ist ein Mensch gewesen, und sie geht zum Wasser wie in der Fasnirsage.) — Ein Bauer aus dem schwäbischen Dorfe Derendingen hatte in der Steinlach eine Schlange gesehen, die, bevor sie in's Wasser stieg, die goldne Krone, die sie trug, am Ufer ablegte. Da gelüftete es ihn nach der Krone, und eines Tages ritt er hin, stahl sie und jagte davon. Die Schlange merkte den Raub und schoß hinter ihm her. Der Bauer aber wich ihr bald rechts, bald links aus und gelangte auf diese Weise glücklich vor seine Scheune, deren Thor er vorher hatte aufmachen lassen. Rasch ritt er hinein, die Schlange aber, die ihm auf den Fersen folgte, wurde von der Thür zerquetscht, die der Knecht dicht hinter seinem Herrn zuschlug.

Zusammengesetzter erscheint dieselbe Sage im Meißnischen, wo man sie folgendermaßen erzählt. Es war einmal ein Bauernbursche, der hatte gesehen, daß in dem Flusse bei seinem Dorfe eine Schlange mit einer Krone badete. Er wußte, daß es die Schlangenkönigin und daß die Krone vom reinsten Jungferngolde war, und er wußte auch, wie er sie kriegen konnte. Er nahm ein rothes Tuch und einen Spiegel, setzte sich damit auf ein Pferd und ritt an die Badestelle, wo er das Tuch auf den Boden breitete und den Spiegel darauf stellte. Es dauerte nicht lange, so kam die Schlange, sah das Tuch, kroch darauf zu, blickte in den Spiegel und legte die Krone darauf ab. Dann ging sie in's Wasser. Der Bauernbursch aber raffte Tuch und Krone auf und ritt, so schnell er konnte, davon. Als die Schlange den Diebstahl gewahr wurde, stieß sie einen Pfiff aus, und sogleich sammelte sich um sie ein Heer von Schlangen, unter welchen auch fliegende waren, und mit denen sie dem Reiter nachsetzte. Schon hatten sie ihn fast eingeholt, da warf er seine Mütze ab, in die sich die Schlangen nun verbissen, bis sie sie ganz zerrissen hatten. Dann schossen und flogen sie ihm wieder nach, und zum zweiten Male hatten sie ihn beinahe erreicht, als er seinen Mantel fallen ließ, über den die Schlangen dann wieder herfielen, während der Bauernbursche so rasch sein Pferd laufen wollte, weiter ritt. Noch einmal waren sie dann dicht hinter ihm, und jetzt wickelte er die Krone aus dem Tuche und warf

dieses hinter sich, so daß die Schlangen noch einmal Halt machten, da sie dachten, jetzt wäre die Krone gewiß darin. So entkam er mit dieser und wurde dadurch ein reicher Mann. Sein Gold ist ihm aber nicht gediehen.

In einer kürzeren Sage aus Wildbach an der Nagold (bei Meier) stirbt der Schlangenkönig aus Gram über seinen Verlust. In mehreren süddeutschen Erzählungen wird er von seinem Volke todtgebissen. Zu Schniffis in Vorarlberg mißlang der Diebstahl, indem der Verfolgte die Krone selbst, um sich zu retten, wegwerfen mußte. Aehnlich erging es einem solchen Kronenräuber aus St. Georgen in Oberösterreich, der von den Schlangen auf seiner Flucht eingeholt wurde und das ihn umringelnde Ungeziefer nur dadurch wieder los werden konnte, daß er seinen Raub herausgab. Ganz unglücklich lief der Versuch, sich der Krone zu bemächtigen, für den Räuber in einer Geschichte ab, die ich wieder als charakteristisch und mehrfach an die Ursage erinnernd mittheilen will.

Bei einem Dorfe an der ungarisch-steterischen Grenze ist (nach Bernaleken) ein großer Sumpf, in welchem sich früher viele Schlangen aufhielten, die unter der Herrschaft einer Königsschlange standen. Diese war ein großes schön geflecktes Thier, welche auf dem Kopfe eine Krone von Gold hatte, die sie ablegen und wieder aufsetzen konnte, und welche die Eigenschaft besaß, daß der Gegenstand, zu dem man sie legte, nie weniger wurde, wenn man auch noch so viel davon wegnahm. (Gleich dem silbernen Natternkränzchen in Stockerau und gleich Andwaris Ring.) Dieß war im Dorfe bekannt, und so gedachte sich ein dortiger habgieriger Bauernjunge, koste es, was es wolle, in den Besitz der Krone zu setzen. Zu diesem Zwecke stellte er in der Nähe des Sumpfes einen Tisch auf, breitete ein weißes Tuch darüber und setzte einen Topf mit Milch darauf. Dann versteckte er sich hinter einem Busch in der Nähe, wo er ein schnelles Pferd bereit hatte. Nach einer Weile kam die Königsschlange, kroch auf den Tisch zu, legte ihre Krone auf das Tuch ab und begann die Milch zu verzehren. Als der Bauernjunge dieß sah, schlug er das Tuch zusammen und lief mit diesem und der Krone nach seinem Pferde, mit dem er auf sein Haus zujagte. Die Schlange rief durch ein lautes Pfeifen Hunderte von Ihresgleichen aus dem Sumpfe, mit denen sie dem Reiter mit fürchterlichem Zischen nachsetzte. Als der Junge vor seinen Hof kam, schrie er laut, worauf ihm der Knecht das Thor öffnete und es dann gleich wieder verschloß. Der Reiter stieg ab und dachte, er wäre jetzt in Sicherheit, als er aber seinem schweißtriefenden Pferde mit der Hand über den Rücken strich, sprang eine von den Schlangen, die sich im Schwanz des Pferdes verborgen hatte, auf ihn zu und biß ihn in die Brust. Auf sein Geschrei eilte der Knecht herzu und tödtete die Schlange mit einem Messer. Dem jungen Bauer aber half das nichts, er starb bald nachher unter großen

Schmerzen. Der Knecht nahm jetzt die Krone und legte sie zu seinem Golde, er wurde dadurch immer reicher, aber auch immer geiziger, und so vergrub er, als er sterben wollte, sein Geld sammt der Krone in einem Walde, der davon außerordentlich wildreich geworden sein soll.

Noch deutlicher wie hier erkennen wir in einer andern österreichischen Sage in der Schlangenkronen oder dem Natternkränzchen den das Gut seines jedesmaligen Eigenthümers vermehrenden, ihn aber schließlich verderbenden Zwergenring der Edda. Ein Bauer stiehlt ein Natternkränzchen, flieht, von den Schlangen verfolgt, zu einem Heiligenbilde, wird von einer alten Frau, die solch Ungeziefer hassen kann, gegen das Versprechen gerettet, ihr das „silberne Kinglein“ zu geben, hält dann seine Zusage nicht und benützt darauf das Kränzchen mit bestem Erfolg: seine Getreideböden sind immer gefüllt, und sein Geld geht nie zu Ende, bis ihm die Alte eines Tages das Kränzchen wegnimmt und seine Kraft nun ihrerseits ausbeutet, indem sie den Silberring auf ihren Schütthoden trägt. „Nachdem er hier eine Zeit lang ihr Korn gemehrt, versah sie's einmal und raffte ihn mit dem Getreide in den Sack, mit dem sie zur Mühle ging. Der Müller schüttete das Korn in die Gasse, als aber das Kränzchen mit hineinfiel, wollte sie gar nicht mehr leer werden. Der Müller wartete ein paar Stunden, als aber schon alle Säcke in der Mühle mit Mehl gefüllt waren, das Korn in der Gasse aber noch immer nicht abgenommen, hob er sie ab und sah nach. Er fand dabei das silberne Kinglein, erkannte, daß es ein Natternkränzchen war und that es zu seinem Gelde. Als die Alte kam und ihr Kränzchen haben wollte, leugnete er, etwas der Art zu haben, worauf die Frau fortging und vor Kummer und Verdruß starb. Der Müller wurde nun reicher und immer reicher. Da kam ihm der Gedanke, seinen Silberring statt zu seinem Gelde oder auf den Schütthoden lieber in die volle Gasse zu legen und zu mahlen. Das ging ein paar Tage ganz gut, und er wußte kaum, was er mit dem vielen Mehle anfangen sollte. Endlich aber kam das Kränzchen an die Deffnung der Gasse, und auf einmal war es zwischen den Mühlsteinen, die es zu Staub zerrieben. Sogleich war die Gasse leer, und gleich nachher zog ein Gewitter herauf, und der Blitz schlug in die Mühle, die mit sammt dem Müller verbrannte.“

An die oben angeführte Erzählung von den Eltern Scipios erinnert eine Sage vom Pillersee im nordöstlichen Tirol. An dessen Ufer setzte sich einst ein Bauer hin, um auszuruhen. Er machte sich dabei allerhand Gedanken, wobei ihm unter Andern auch das Unglück durch den Kopf ging, daß er keine Kinder hatte. „Ach“, seufzte er, „wenn mir doch der liebe Gott diesen Stein vom Herzen nehmen wollte, wie froh wäre ich da.“ Da kamen zwei Nattern aus dem See, und die eine gab dem Bauer ein weißes,

ein rothes Krönlein. Das weiße sollte er, sagten sie, seiner Frau bringen, dann würde sein Wunsch erfüllt werden. Der Mann that, wie ihm geheißen, und nun bekamen die beiden Leute mit der Zeit mehrere Kinder und waren glücklich ihr Leben lang.

Auch in der folgenden Sage ist bei der geschenkten Krone vielleicht an Kindersegen zu denken. Vor alten Zeiten lebte zu Büßberg im Kanton Bern ein Bauer, der seine Magd alle Tage nach einer Matte schickte, um die Kühe zu melken, und da kam immer eine große Schlange zu ihr und wollte von der Milch trinken. Die Magd erlaubte ihr das. Sie wurde dafür belohnt; denn als sie sich verheirathete, kam, während sie beim Hochzeitsmahle saß, die Schlange langsam zur Thür herein und legte ihr eine prächtige goldene Krone vor die Füße.

Ganz dieselbe Auffassung wie die, nach welcher man die Hauschlangen in Rom in Stube und Kammer gewähren ließ, liegt der folgenden kleinen Geschichte zu Grunde, welche unsere Großmutter (sie stammte aus einem Dorfe bei Delitzsch zwei Meilen nördlich von Leipzig) zu erzählen pflegte, und die nach Meier in Schwaben an mehreren Orten (Magold, Rotenburg a. N. und Thieringen) localisirt ist. Eine Mutter gab ihrem kleinen Kinde Semmelmilch zu essen und ließ es dann mit seiner Schüssel in der Stube allein, um in der Küche etwas zu besorgen. Nach einer Weile wollte das Kind mehr haben, und als die Mutter hineinsah, fand sie, daß die Milch aus der Schüssel verschwunden war, während von der eingebrockten Semmel noch verschiedene Stücke übrig waren. Als sie darüber schalt, sagte das Kind, ein Vögelchen habe ihm essen geholfen. Die Frau gab ihm nun andere Milch und ging wieder in die Küche. Bald nachher hörte sie das Kind in der Stube reden, und als sie durch die Thürspalte lauschte, sah sie eine Schlange aus der Milchsüssel trinken. Das Kind aber schlug das Thier mit seinem Löffel auf den Kopf und sagte: „Du mußt nicht immer Lappei essen, du mußt auch Brockel essen.“ Die Schlange aber that dem Kinde nichts zu Leide, und so ließ sie auch die Mutter zufrieden.

Eine Verschmelzung dieser Geschichte mit Zügen aus der von der Schlangenkrone ist die Stuttgarter Sage, wo nicht die Mutter, sondern der Vater dem Kinde und der Schlange vor der Milchsüssel zusieht. Die Schlange trägt hier eine goldne Krone, und der Mann erbeutet dieselbe, indem er sich mit einem Beile herzuschleicht und das Thier todtschlägt.

Auch die Gecken haben Hauschlangen, die bisweilen Kronen tragen, und denen man von Rechtswegen nichts zu Leide thun darf. Eine Frau aus Scheibbradaun bei Neuhaus erzählte Vernaleken: Als ich noch ein Kind war, mußte ich jedesmal nach dem Melken die Milch in den Keller tragen, aber wenn ich sie dann wieder heraufholen wollte, war immer die Hälfte von der Milch

unserer besten Kuh verschwunden, und Niemand im Hause wußte, wo sie hingerahten war. Das ging eine Weile so fort. Da kam ich eines Tages wieder in den Keller, und als ich die Thür aufmachte, sah ich, wie eine große weiße Schlange sich nach dem Sims, auf dem die Milchäse standen, hinaufwand, das Bret, mit welchem wir den mit der fettesten und süßesten zugedeckt hatten, in die Höhe hob und von der Milch trank. Als sie mich gewahr wurde, entfloß sie in ein Loch. Erschrocken lief ich zu meinem Vater und erzählte ihm, was geschehen. Er durchsuchte das ganze Haus nach der Schlange, konnte aber keine Spur von ihr entdecken, und man sah sie überhaupt nicht mehr, auch fehlte von jetzt an nie mehr ein Tropfen Milch. Ein alter Mann aber, dem mein Vater den Vorfall mittheilte, sagte, das wäre die Hauschlange gewesen, von denen jedes Haus eine hätte. Andere alte Leute des Ortes wußten noch Folgendes. Wenn eine Hauschlange sich zehn Jahre bei einer Familie aufhalten kann, ohne beleidigt oder erschlagen zu werden, so wächst ihr auf dem Kopfe eine goldene Krone, die aus den Blumen entsteht, welche die Schlange in dieser Zeit gefressen hat. Dieselben verwandeln sich im Leibe des Thieres zu Gold, und daraus macht sich dieses die Krone selbst. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang kommt es aus seinem Loch hervor und wartet, bis die Sonne einen kleinen Fleck bescheint. Auf diesen legt die Schlange die angefangne Krone und arbeitet so lange daran, bis die Sonne ganz aufgegangen ist. Dann kriecht sie mit der Krone in die Erde zurück, weil sie den Tag nicht vertragen kann. Hat nun eine Schlange ihr zehntes Jahr erreicht, so ist auch ihre Krone fertig, und nun steigt sie mit derselben in die Höhle. Wer sie ihr aber an diesem Tage vor ihrer Flucht abnehmen kann, der hat sein ganzes Leben hindurch Glück.

Eine Schweizer Sage bringt die gekrönte Schlange mit der wilden Jagd in Verbindung. Wenn diese im Seethal von Hallwil erscheint, um mit ihren gespenstischen Menschen und Hunden die Wälder und Felder zu durchbrausen und zuletzt sich in den Bachtobel des Häfniloches zu stürzen und zu verschwinden, wissen es die dort an der Bergstraße wohnenden Leute immer voraus; denn es hat sich dann am Tage zuvor unten am Seeufer eine große Schlange mit einem Goldkrönchen auf dem Kopfe sehen lassen. Man sagt auch, daß hier ein Schloß von der Erde verschlungen worden sei, und daß sich an der tiefen Grube, in die es versunken, bisweilen ein Schatz „sonne“, der von einem schwarzen Manne gehütet werde und von einem Frohnfastenkinde gehoben werden könne. Eine andere Schweizer Sage, wie jene von Rochholz mitgetheilt, läßt eine Schlange Gewitter voraussagen. An sehr heißen Sommertagen zeigt sich am Wismaidi-Brunnen bei Obersachs im Aargauischen eine Schlange, die Augen wie Baumnüsse und einen zundelrothen Kamm hat; bemerkt man sie, so giebt es bald Blitz und Donner. Wer sie sieht, bekommt böse Augen, sie ist ein ver-

wünschtes Fräulein, welches Schätze zu verschenken hat, wenn man sie erlöst. Dieß kann aber nur dadurch geschehen, daß man der Schlange einen Nagel durch den Kopf schlägt und ihr die Haut abzieht wie einem Mal.

Häufig sind in den deutschen Sagen solche Jungfrauen in voller oder halber Schlangengestalt, welche Schätze bewachen und auf die oder jene Weise erlöst sein wollen. Dahin gehört die niesende Schlange bei Meier, von der man in Heubach Folgendes erzählt. Im Walde zwischen Heubach und dem Dorfe Lauterburg traf ein Glaser, der oft in letzterem zu thun hatte, wiederholt eine bunte Otter, die niesete jedesmal, wenn er vorbeikam, wie ein Mensch, und zwar immer drei Mal. Stets fand er sie an derselben Stelle bei einer Eiche, niemals aber getraute er sich zu dem dreimaligen Niesen etwas zu sagen. Endlich erzählte er die Sache seinen Kameraden, und die meinten, das sei wohl keine gewöhnliche Otter, er solle doch den Pfarrer fragen, was hier zu thun sei. Er ging denn auch zu dem und erhielt den Rath, wenn er die Schlange wieder nieseten höre, „Gott helf!“ zu sagen. Nun machte er sich eines Tages mit mehrern Begleitern auf den Weg nach dem Platze, wo er der Otter gewöhnlich begegnet war, und als sie noch ein Stückchen bis dahin hatten, blieben seine Gefährten zurück und ließen ihn allein weiter gehen. Als er der Schlange ansichtig wurde und sie nieseten hörte, sagte er: „Gott helf!“ Sie niesete wieder, und abermals wünschte er ihr Gottes Hülfe. Sie niesete nun nochmals, aber als ihr der Glaser darauf wieder „Gott helf!“ zugerufen, kam sie ganz feurig am Leibe mit großem Gerassel auf ihn zugeschossen und jagte ihm damit eine solche Furcht ein, daß er davon lief. Die Schlange fuhr hinter ihm her und rief: „Ich thue Dir nichts zu Leide, nimm mir nur das Schlüsselbund ab, das ich an der Kette da am Halse trage, doch thue es nicht mit bloßer Hand. Hernach folge mir, ich werde Dir den Weg zu einem großen Schätze zeigen und Dich glücklich machen.“ Allein er ließ sich nicht halten. Und als seine Kameraden ihn laufen sahen, flohen sie ebenfalls über Hals über Kopf. Darauf sagte die Schlange traurig: „Ach, jetzt muß ich noch so lange schweben, bis jener kleine Eichenbaum groß geworden und eine Wiege aus seinem Holze gemacht ist! Erst durch das Kind, welches man da hineinlegt, kann ich erlöst werden.“ Der Pfarrer tadelte den Glaser, daß er sein Erlösungswerk nur halb vollendet und nicht auch die Schlüssel genommen habe. Uebrigens starb der Mann vier Wochen später. Der kleine Eichenbaum ist aber inzwischen groß und stark geworden, da er indeß noch nicht umgehauen ist, wird der Geist wohl noch umgehen müssen.

In dieselbe Klasse von Erzählungen gehört die von Knochholz nach einer alten Chronik mitgetheilte Geschichte von der Schlangengjungfrau im Heidenloche zu Augst oberhalb Basel, die oben Weib und unten Wurm ist und in

einem Berge wohnt, dessen Eingang nur ein reiner Junggesell findet (man erinnere sich an das Opfer der Jungfrau in der Höhle der Schlange im Hain der Juno Sospita). Wenn er sie drei Mal küßt, so ist sie erlöst und der ihr anvertraute Schatz sein eigen. Im Jahre 1520 sei, so erzählen die Chroniken, ein einfältiger stammelnder Schneider aus Basel, Namens Kinnmann, mit einem geweihten Wachslichte in die Höhle hineingegangen und weiter gekommen als jemals einem anderen Menschen möglich gewesen. Der habe dann von wunderlichen Dingen, die ihm begegnet, zu reden gewußt. „Erstlich habe er eine eiserne Pforte angetroffen und darnach aus einem Gewölbe in das andere und endlich durch etliche schöne gar lustig grünende Gärten gehen müssen. In der Mitten sei ein herrlich und wohl gebautes Schloß oder Fürstenhof gestanden, in welchem eine gar schöne Jungfrau mit menschlichem Leibe bis unter den Nabel gewesen, welche auf ihrem Haupte eine Krone von Gold getragen und ihre Haare fliegen lassen. Unter dem Nabel habe sie wie eine greuliche Schlange ausgesehen, sie habe ihn bei der Hand genommen, zu einem eisernen Kasten geführt, auf welchem zween schwarze bellende Hunde gelegen, vor welchen niemand zu dem Kasten gehen dürfen. Die Jungfrau aber habe dieselbigen also gestillet, daß er ohne alle Hinderniß hinzutreten können. Nach diesem habe sie ein Bund Schlüssel, die sie am Hals getragen, abgenommen, den Kasten aufgeschlossen, allerlei güldene, silberne und andere Münzen darausgenommen, von welchen sie ihm aus sonderbarer Freigebigkeit ziemlich viel geschenkt, welche er auch mit sich aus der Kluft gebracht, wie er denn dieselbigen gewiesen und sehen gelassen. Die Jungfrau hat ihm gesagt, sie wäre aus königlichem Stamm geboren und in ein solches Ungeheuer verflucht worden; sie hätte auch keine andere Hoffnung, erlöst zu werden, als wenn sie von einem Jüngling, der seiner Jungfrauschaft halben unverlezt wäre, dreimal geküßt würde. Alsdann würde sie ihre vorige Form und Gestalt wiederum erlangen, und wollte sie hingegen zur Dankbarkeit den ganzen selbiger Orten verborgenen Schatz dem, der sie erlöste, geben und überantworten. Er sagte auch, er hätte die Jungfrau allbereits zweimal geküßt, darüber sie sich beidemal vor großer Freude und gefaßter Hoffnung der Befreiung von dem über ihr schwebenden Fluche mit so greulichen Geberden erzeiget, daß er sich gesürchtet, sie werde ihn lebendig zerreißen. Inzwischen (d. h. zwischen dem zweiten und dritten Besuche und Kusse) habe sich begeben, daß ihn etliche seiner Gespane mit sich in ein Frauenhaus genommen, in dem er sich mit einem Weibe in solcher Weise eingelassen, daß er nachgehends den Eingang dieser Kluft nicht mehr finden, viel weniger in dieselbe wiederum hinein kommen können, welches er zum oftermal mit Weinen geklaget.“

Ich lasse nun zunächst noch zwei schwäbische Sagen aus Meiers Sammlung folgen, von denen uns die erste die Schlange in der etwas seltsamen Rolle einer Wächterin bei dem dritten Gebote zeigt, während von der zweiten nur zu sagen ist, daß sie auch in Sachsen erzählt wird.

Etwa drei Stunden von Stein an der Donau wohnte eine reiche Bauerswittwe, die bei den dortigen Leuten in sehr schlechtem Rufe stand. Einst schickte sie am Pfingstmontage ihre Magd auf die Wiese, um Gras für das Vieh zu holen. Kaum aber hatte diese zu grasen angefangen, so erschien vor ihr eine große Schlange, die ihr befahl, sogleich nach Hause zu gehen, da man an einem Feiertage keine Diensthötenarbeit verrichten dürfe. Als die Magd dieß hörte, lief sie eilends in das Haus und erzählte es ihrer Frau. Diese aber schalt sie eine faule Dirne, die ihr etwas vorlüge, weil sie nichts thun wolle, und sagte dann, sie werde mit ihr nach der Wiese zurückkehren, damit sie ihre wunderbare Schlange auch sehe. So gingen sie denn miteinander auf die Wiese, und die Bäuerin fing an, Gras zu schneiden. Da aber war augenblicklich die Schlange wieder zur Stelle und gebot ihr, aufzuhören, wo nicht, so solle sie schwer zu büßen haben. Als jene diese Drohung hörte, wurde sie zornig und wollte mit der Sichel nach der Schlange hauen. Kaum aber hatte sie dazu ausgeholt, so sprang ihr der Wurm an die Brust und ringelte sich ihr um den Hals. Jetzt war die Bäuerin voll Angst und Schrecken und versprach, das Weitergrasen sein zu lassen und nach Hause zu gehen. Die Schlange aber antwortete: „Jetzt ist es zu spät, Du mußt mich hinfort sieben Jahre am Halse tragen.“ So geschah es denn auch, und die Frau mußte sich in ihr Schicksal fügen. Als die sieben Jahre aber bald um waren, erkrankte sie, und am Morgen des Pfingstmontags war sie todt. Von der Schlange aber war nichts mehr zu sehen.

Im vordern Schwarzwalde war eine Magd, die hatte beim Wassertrinken eine ganz kleine Schlange verschluckt, (in Sachsen ist sie ihr, als sie beim Grasmähen auf einem Heuhaufen schlief, in den offenstehenden Mund gekrochen) wovon ihr der Leib allmählich sehr anschwell; denn die Schlange blieb bei ihr und wurde immer größer. Mittags aber, wenn die Magd die Kühe molk, überfiel sie jedesmal eine solche Müdigkeit, daß sie eine Weile die Augen schließen und schlafen mußte. Dann kam die Schlange aus ihrem Munde heraus, trank von der warmen Milch im Eimer und kroch, wenn sie genug hatte, wieder in das Mädchen hinein, worauf diese alsbald erwachte. Endlich merkten die Hausleute, wie die Sache sich verhielt, paßten auf und schlugen die Schlange todt, und die Magd verlor nun sogleich ihren starken Leib.

Ich schließe mit einigen Nachträgen. Im kärnthener Lesachthale glaubt man, die Königschlange lege ihr Krönlein auf ein rothes Tuch ab, das

man mit frischem Brote an ihrer Badestelle hinbreite. Zu Veltheim im Aargau schütten die Schlangen, bevor sie in's Wasser gehen, ihr Gift auf einen Stein am Ufer aus, und nimmt man es ihnen dort weg, so müssen sie sterben. Zu Vouvry im Kanton Wallis gab es eine fliegende Viper, die sich in die Fässer der Keller hineinbohrte und den Leuten ihren rothen Wein austrank. Als sie einmal an der Rhone schlief, stahl ihr ein Bauer den Edelstein, den sie im Kopfe trug. Zuvor hatte er daheim ein Faß inwendig mit Nägeln ausgeschlagen, und als ihn die Schlange nach dem Raube verfolgte, lief er auf dieses Faß zu, in welches jene, da es Wein enthalten hatte, hineinschoß und sich an den Spitzen der Nägel verblutete. Nach einer von Stöber mitgetheilten elsässischen Sage hat die Jurasschlange im Auge einen Karfunkel. Selbst die Lappen kennen nach Castrén den Schlangenstein, und merkwürdiger Weise hat er bei ihnen eine Eigenschaft, welche die oben erwähnten Schlangeneier bei römischen Processen gehabt zu haben scheinen. Alljährlich einmal versammeln sich die Schlangen mit ihren Häuptlingen zu einem Thing, bei dem jeder Unterthan Anträge stellen kann und die Häuptlinge Recht sprechen. An der Stelle des Things aber findet man dann den sogenannten Gerichtsstein, der dem Finder bei Klagen vor dem Richter gute Dienste leistet. Sagen von verwünschten Jungfrauen, die in Schlangengestalt Schätze hüten und auf Erlösung harren, giebt es im Harz und in Westphalen, in Sachsen, Thüringen und Hessen an vielen Orten.

In der Mark heißt es, wer eine Schlange mit in's Bett nimmt, wird viel Glück haben. Wer in Tirol einen Blindschleichenkopf mit in sein Gewehr ladet und in die Luft schießt, trifft alles Wild, das ihm aufstößt. Nach dem Glauben des Volkes in Tirol wohnt, wie Zingerle berichtet, unter den Haselnußsträuchen, auf denen eine Mistel wächst, eine kleine weiße oder buntfarbige Schlange, der Haselwurm, er nährt sich von den Haselblättern, in die er die kleinen Löcher beißt, die man auf ihnen antrifft. Wer ihn fängt und von ihm ißt, oder ihn bei sich trägt, der erwirbt sich allerhand Zauberkräfte: er kann sich unsichtbar machen, kann Schätze finden und heben und die Kräuter davon reden hören, wozu sie gut sind. In Ostpreußen lautet ein Spruch, mit welchem man Leute beschwört, die von einer giftigen Schlange gebissen worden sind: „Du Schlange, Du Otterschlange, von wannen bist du geworden? Von einer Weide. Zu einer Weide sollst du wieder werden. Ich will ja beißen nicht mit meiner Macht, sondern mit Gottes und Christus des Herrn Macht, daß es dir nicht soll schaden vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“